

Die unsterbliche Kraft des Christentums

Sorgt nicht: Die Zukunft des Glaubens hängt nicht an seiner institutionellen Gestalt, sondern an seinen Überzeugungen und Idealen

Von Jörg Lauster



[27] Ein einsamer Mönch blickt hinaus auf das unendliche Meer und den unendlichen Himmel. Caspar David Friedrichs »Der Mönch und das Meer« war für seine Zeitgenossen ein unheimliches Bild, bald wurde es vergessen, heute ist es eines seiner berühmtesten Bilder. Friedrich beschäftigte sich ausführlich mit Fragen der Religion, das Bild ist gemalte Anschauung des Universums, es ist aber für den Künstler vermutlich auch eine Vision künftigen Christentums. Religion wird zum Ort der Nachdenklichkeit der Menschen über ihren Platz in dieser Welt. Friedrich empfand das keineswegs als traurig oder melancholisch, in dieser Aussicht lag für ihn ein tiefer Trost.

Die Romantik ist eine kulturelle Strömung an einer der wichtigsten Umbruchstellen in der neueren Geschichte des Christentums. Es galt, einen Traditionsbruch zu meistern und das Christentum hinüberzuführen in die Welt der Moderne. Dazu gehört beides: einerseits ein Gespür für das, was verloren geht, und andererseits das Getragensein von einer Kraft, die weiterführt: Die Romantiker hatten ein sehr sicheres Empfinden dafür, dass die heraufziehende Industrialisierung und Technisierung den Blick der Menschen auf die Welt, in der sie lebten, radikal verändern würde. Entzauberung hatte ein Jahrhundert später Max Weber diese fortschreitende Rationalisierung genannt, in der die Welt als ein kaltes Räderwerk erscheint. Dazu gehörte auch, dass alte Überzeugungen und Gewohnheiten ihre orientierende Bedeutung verloren. Das Christentum traf dies besonders. Seine zentralen Lehren wie die Erschaffung der Welt, die Menschwerdung Gottes und der Glaube an eine Auferstehung der Toten fanden in dieser kühlen Weitsicht keinen Platz mehr. Diesen Verlust spürten die Romantiker sehr deutlich, sie ahnten aber auch, dass im Christentum dennoch eine ungleich größere Kraft wohnt, die nicht mit den alten Bildern einfach unterging. Welterschaffung, Menschwerdung

und Auferstehung sind selbst nur Versuche, das große Geheimnis der Welt in Begriffe zu gießen. Der Übergang in die Moderne bedeutete für die Romantiker nicht, dass das Geheimnis an sich, sondern dass allein die Begriffe zu klein geworden waren. Sie suchten daher nach anderen Wegen in Kunst, Musik und Dichtung, um den höheren göttlichen Sinn der Welt auszudrücken. Der Entzauberung hielten sie so eine Verzauberung der Welt entgegen.

Die Verzauberung der Welt ist die stetig voranschreitende Antriebskraft in der Geschichte des Christentums. Es ist der fortwährende und naturgemäß nie an sein Ziel kommende Versuch, die göttliche Gegenwart zu artikulieren, beschreibbar und damit auch erfahrbar zu machen. Das Christentum hat auf seinem Weg dabei eine sehr viel größere Fantasie und kulturprägende Kraft eingesetzt, als man gemeinhin annimmt. Es beschränkte sich zu keiner Zeit darauf, seine religiöse Gewissheit allein in Dogmen, einer festen Institution, Riten und Moralvorstellungen zu verpacken, es nutzte alle erdenklichen Kulturformen. Das half auch, Brüche zu überwinden. Mit dem Aufstieg der Kunst im Mittelalter nutzte die christliche Religion den Glanz der Bilder, um über das Auge sinnliche Vorstellungen hervorrufen zu können. Von Giotto's Kruzifix in der Florentiner Kirche Santa Maria Novella wird erzählt, dass es seinen Betrachterinnen und Betrachtern im 13. Jahrhundert in bis dahin ungeahnter Weise Golgatha und das Leiden Christi vor dem innere Auge erzeugte. Es ließ sie daran in einer Weise teilhaben, die mit Worten nie zu erreichen gewesen wäre. Der grandiose Erfolg der Musik im Barockzeitalter resultiert aus der Gabe, mit Klängen direkt zum Herzen zu sprechen und unaussprechliche Emotionen [28] erzeugen zu können. Und schließlich konnte die Literatur ab dem 17. Jahrhundert dazu genutzt werden, christliche Wahrheiten nicht mehr allein abstrakt, sondern in ihrem konkreten Wirken in der Lebensgeschichte von Menschen beschreiben zu können. Das vielleicht prominenteste Beispiel ist Daniel Defoes »Robinson Crusoe«, ein zutiefst christlicher Roman, der von Bekehrung und göttlicher Vorsehung erzählt und dabei ganz ohne die Sprache des Dogmas auskommt. Die Kulturgeschichte des Christentums ist darin immer auch eine Verwandlungsgeschichte. Zu einer Verwandlung gehört, dass etwas verloren geht und Neues hinzukommt.

Zu jeder Verwandlung gehört ein Verlust

Der Übergang in das 19. Jahrhundert und in die moderne Welt, wie wir sie kennen, stellte und stellt noch heute für das Christentum zweifelsohne eine der größten Krisen dar. Irritierte oder dann bald auch hämische Ausrufe über einen drohenden Geltungsverlust oder gar das Ende des Christentums gibt es seit dem 18. Jahrhundert, sie sind kein Vorrecht des 20. oder 21. Jahrhunderts. Es ist verständlich, dass sich zu den Lösungsstrategien der Wunsch gesellt, das Verlorene wiederzugewinnen – einen naiv-einfachen und aufrichtig ehrlichen Glauben an die Dogmen, eine universale Geltung christlicher Moralvorstellungen und wieder prachtvoll gefüllte Kirchen, die heute in ihrer überdimensionierten Größe trotz bisweilen hervorragender Renovierungszustände an einem gewöhnlichen Sonntagmorgen die Leere einer Ruine ausstrahlen. Die Sehnsüchte, dass alles wieder so werde, wie es einmal war, sind verständlich – obgleich man sich fragen muss, wann es denn einmal wirklich so gewesen war, wie man es sich erträumt. Die kirchlichen Strategien, der Krise zu begegnen, sind darum auch meist von Überlegungen bestimmt, wie man verlorenen Boden zurückgewinnen, wie man die Stabilität und Geltung der eigenen Institution wieder verbessern kann. Auch das ist verständlich, Selbsterhaltung – und sei es institutionelle Selbsterhaltung – ist eine zutiefst menschliche Regung.

Doch wenn nicht alle Zeichen trügen, wird es wenigstens für das europäische Christentum in absehbarer Zeit diesen Weg zurück in ein vermeintlich goldenes Zeitalter nicht geben. Das erzeugt Verlustängste und auch Frustrationen, denn viele Mühen, Menschen für die Kirche zu gewinnen, scheinen umsonst. Umsonst ist es freilich nur, wenn man in den Maßstäben der alten Welt denkt und die neue daran misst. Im 19. Jahrhundert hatte ein mutiger und kluger

Denker einen unerhörten Gedanken ausgesprochen. Der Heidelberger Theologieprofessor und badische Oberkirchenrat Richard Rothe dachte darüber nach, ob nicht die Kirche einmal ganz in den Staat aufgehen und als Institution verschwinden könnte, wenn alle christlichen Ideale in der Gesellschaft realisiert seien. Rothe hat sich gründlich geirrt. Das 20. Jahrhundert hat mit aller Brutalität gelehrt, dass Staaten zu Monstern mutieren können und dass die vollständige Realisierung christlicher Ideale nichts ist, wozu Menschen in der Lage sind und sein werden. Schon darum braucht es die Kirche als eine Institution außerhalb des Staates. Notwendig ist sie vor allem aber, um dauerhaft an den Überschuss des Welterlebens zu erinnern, an das Ideal einer Welt, das es in der Welt nicht gibt und das die Kirche selbst auch nicht ist. Von der Gegenwart Gottes in der Welt, von der Dimension einer göttlichen Transzendenz kann man nur wissen, wenn eine Institution dauerhaft davon erzählt und daran erinnert.

Aber in einem anderen Punkt sah Rothe in die Zukunft: Diese Verkündigung ist kein Selbstzweck, und das, wovon die Kirche kündigt, ist größer als sie selbst. Die Kraft des Christentums wirkt auch außerhalb der Kirchenmauern, in anderer Gestalt vielleicht, aber sie wirkt Václav Havel, der in der wundersamen Geschichte Europas nach dem Zweiten Weltkrieg vom politischen Häftling zum Staatspräsidenten der Tschechoslowakei aufstieg, berichtete seiner Frau Olga aus dem Gefängnis von einer sonderbaren Erfahrung. Bei einem der Rundgänge im Gefängnishof bleibt auf einmal sein Blick durch all die Gitter, Stacheldrähte und Wachtürme hindurch in einer Baumkrone hängen und verfängt sich in dem Spiel der Blätter im Wind. Er gerät in ein tiefes Staunen und findet sich inmitten einer geheimnisvollen Erfahrung, die in eine »uferlose Freude« einmündet, »dass ich lebe, dass mir gegeben war, all das zu durchleben, was ich durchlebt habe, und dass dies alles offenbar irgendeinen tiefen Sinn hat«. Havels mystische Erfahrung hat aus gutem Grund das Interesse der Religionsforschung auf sich gezogen. Er beschreibt das plötzliche Aufleuchten einer tiefen Dankbarkeit am Dasein und der Gewissheit, in einer höheren Ordnung aufgehoben zu sein. Das ist eine zutiefst religiöse Erfahrung, die jedoch ganz ohne die klassisch christlichen [29] Ausdrucksformen religiöser Erfahrung auskommt. Ist sie darum weniger tief?

Münchener Pfarrerinnen und Pfarrer erzählen von unzähligen Anrufen, die sie im Herbst 2015 von Menschen bekommen haben, die zu ihrer Gemeinde gehörten, die sie aber noch nie gesehen hatten, aber auch von Menschen, die gar keiner Kirche angehörten. Sie wandten sich an die Kirche, weil sie mithelfen wollten, den Flüchtlingsstrom zu meistern. Verborgene Hoffnungen, das soziale Engagement in eine wie auch immer geartete Form der Beteiligung am Gemeindeleben umzumünzen, sind nahezu ausnahmslos fehlgeschlagen. Ist das humanitäre Ideal darum weniger wertvoll?

Ein Weltgefühl der Dankbarkeit

Für die Kirche als Institution sind weder Havels Naturmystik noch die Kraft des Humanitären unmittelbar verwertbar. Es wäre eine lohnende und interessante Aufgabe, die Wege nachzuzeichnen, die beide Haltungen hervorgebracht haben. Mit einiger Wahrscheinlichkeit ließen sich christliche Wurzeln des Weltgefühls der Dankbarkeit und des sozialen Engagements angeben, sie sind transformierte Gestalten christlicher Schöpfungsgewissheit und Nächstenliebe. Doch kann es hier nicht um großzügige Eingemeindungen gehen. Entscheidend ist, dass sich darin überhaupt Möglichkeiten der Welterfahrungen und Überzeugungen durchsetzen, in denen etwas in der Welt wirksam wird, was mit dem Geist des Christentums übereinstimmt.

Die Institution der Kirche ist kein Selbstzweck, sie ist ein Instrument, das hilft, das Christentum in der Welt zu leben. Entscheidend ist nicht, dass sich Ideale selbst als christlich etikettieren, sondern dass sie Wirklichkeit werden, dass es Menschen guten Willens gibt, die sie

leben und umsetzen. Für den Blick in die Zukunft ist es hilfreich, sich an den Romantikern ein Beispiel zu nehmen. Sie hatten beides, ein ehrliches Bewusstsein für das, was verloren geht, und eine sichere Gewissheit, die sie weiterführte. Es mag sein, dass die Moderne individualisierende Fliehkräfte freisetzt, aber die Nachdenklichkeit eines einsamen Mönches, wie sie Caspar David Friedrich gemalt hat, muss darum noch lange keine Schreckensvision für die Kirche sein. Es mag sein, dass sich die institutionelle Gestalt der Kirche, wie wir sie kennen, ändern wird. Schon die demografische Entwicklung deutet das an. Eine verkleinerte Institution ist aber nicht zwangsläufig ein verkleinertes Christentum. Darin liegt auch ein Lichtblick. Vieles an der landeskirchlichen Struktur und den überlandeskirchlichen Zusammenschlüssen nach Konfessionszugehörigkeit mutet an wie Konfessionsfolklore, die angstvoll an einer versunkenen Welt festhält.

Umgekehrt gibt es viele ermutigende Anzeichen dafür, dass sich das, was das Christentum ausmacht, auf vielfältige Weise in dieser Welt Bahn bricht. Die Größe des Christentums liegt nicht in seiner institutionellen Gestalt, sondern in der Kraft seiner Überzeugungen und seiner Ideale. Das berühmte »Sorgt nicht« der Bergpredigt Jesu gilt darum auch für die Zukunft des Christentums.

Jörg Lauster, geboren 1966, lehrt Systematische Theologie an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München, zudem als Gastprofessor in Venedig und Rom. Sein Buch »Die Verzauberung der Welt. Eine Kulturgeschichte des Christentums« ist im Verlag C. H. Beck erschienen (735 Seiten. 34,95 €).

Publik-Forum, Nr. 1, 2016, 26-29.